

Nr. 150 Bydgoszcz, 5. Juli Bromberg 1939

Sensationsprozeß Casilla.

Roman von Hans Possendorf.

(17. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Vandegrift hat mit solcher Sicherheit gesprochen, daß die Naiveren unter den Geschworenen schon ganz verblüffte Gesichter bekommen haben. Die beiden nun folgenden Kreuzverhöre aber bringen die Jury in völlige Verwirrung, ja in kopflose Bestürzung.

Robert Boyd, der frühere Kollege von Peter Roland, muß wieder auf dem Zeugenstuhl Platz nehmen.

Vandegrift pflanzt sich mit verschränkten Armen und einem infam liebenswürdigen Lächeln vor ihm auf. — „Mister Boyd, Sie haben am letzten Donnerstag dem Herrn Staatsanwalt erzählt, daß Sie sich damals in Hollywood über Rolands Zutunlichkeit Anna Casilla gegenüber gewundert hätten. Ich möchte wissen, was Sie unter „Zutunlichkeit" verstehen."

Boyd: „Ich meinte, daß er besonders freundlich zu ihr war."

Vandegrift: „Hat Roland, Ihres Wissens nach, Anna Casilla gegenüber jemals die Grenzen des Anstandes oder der guten Formen überschritten?"

Boyd: „Nein, das kann ich nicht behaupten."

Vandegrift: „Haben Sie sich bei dem Chefoperateur zweimal abfällig über Rolands Arbeit geäußert und sich bitter beschwert, als Ihnen Roland später im Avencement vorgezogen werden sollte?"

Boyd: „Ich kann mich nicht daran . . ." Eine schnelle Wendung des Verteidigers nach dem Richterpult zu läßt den Zeugen mitten in seiner Rede stocken. Dann fährt er hastig fort: „Ach ja, ich glaube mich jetzt daran zu erinnern."

Vandegrift: „Stellten Sie den Chefoperateur Tessarek dann vor die Alternative, entweder die Roland zugedachte Stellung Ihnen zu geben oder auf Ihre Dienste zu verzichten? Erfolgte dann Ihre Entlassung? — Und waren Sie dann zwei Jahre lang stellungslos und gerieten in große wirtschaftliche Not?"

Boyd: „Ich glaube . . . ja."

Vandegrift: „Schade, daß Sie es nicht mehr genau wissen. Da würde mir die Mühe erspart haben, Mister Tessarek als Zeugen zu vernehmen."

Boyd, mit kaum hörbarer Stimme: „Ich . . . ich weiß es noch genau."

Vandegrift: „Famos! — Aber Sie haben doch bei dem Kreuzverhör durch Mister Salvini ausgesagt, es habe nie der allergeringste Grund für Sie vorgelegen, sich über Roland zu ärgern oder ihm nicht wohlzuwollen. — Wie soll ich mir das erklären?"

Boyd, sich verfärbend und stammelnd: „Das . . . das war . . . kein Grund für mich . . . Roland nicht wohlzuwollen."

Vandegrift macht eine spöttische kleine Verbeugung: „Mister Boyd, Sie haben meine höchste Bewunderung! Sie sind ein Engel in Menschengestalt! Ich wage es nicht, weitere Fragen an Sie zu richten." —

Adams steht dieser Blamage seines Zeugen machtlos gegenüber. —

Inez Brown, die von Binnies Geburt an bis in die ersten Hollywooder Jahre hinein Binnies Kinderfrau war, wird zum Zeugenstand geführt. — Adams empfindet eine leichte Übelkeit.

Vandegrift weiß genau, daß er bei dieser einfältigen Frau geradewegs auf sein Ziel losgehen kann:

„Erinnern Sie sich noch daran, Mrs. Brown, wie Fernando Casilla im Jahre 1922 Frau und Kind im Stich ließ und mit einem jungen Mädchen auf und davon ging?"

Inez, schmunzelnd: „O ja — natürlich!"

Vandegrift: „Wie alt war denn Binnie damals?"

Inez: „Zwei Jahre alt."

Vandegrift: „Und wann kam Fernando dann wieder zu seiner Familie zurück?"

Inez: „Genau weiß ich das nicht mehr. Aber wir waren schon eine ganze Weile in Hollywood, als er kam."

Vandegrift: „Und in der ganzen Zwischenzeit hat er sich nie sehen lassen und auch nie geschrieben?"

Inez. „Nein, nie."

Vandegrift: „Als der Regisseur Kristensen und die anderen Filmleute damals zufällig in der Kneipe einkehrten und die kleine Binnie sahen . . . wie alt war Binnie da eigentlich?"

Inez: „Sie war damals vier Jahre alt."

Vandegrift: „Mrs. Brown, Sie haben am letzten Donnerstag bei Ihrem Verhör durch den Herrn Staatsanwalt ausgesagt, daß Fernando Casilla zuerst nicht damit einverstanden gewesen wäre, daß Binnie mit ihrer Mutter nach Hollywood reisen und dort filmen sollte, daß er aber schließlich doch seine Einwilligung gegeben hätte. — Sie haben aber jetzt eben zugegeben, daß Fernando damals überhaupt nicht mehr bei seiner Familie war. — Wie erklären Sie mir diesen Widerspruch?"

Inez, plötzlich begreifend, daß sie in eine Falle gegangen ist: „Ich . . . weiß nicht . . . ich . . . dann muß ich mich wohl geirrt haben . . ."

Vandegrift, mit bedauerndem Kopfwiegen: „Unter Eid geirrt? Hm, hm, hm!" Dann, plötzlich auf die Zeugin losgehend: „Einen Meineid haben Sie geschworen, Sie Unglückselige! Begreifen Sie? Einen Meineid!!"

Adams: „Ich protestiere dagegen, daß die Zeugin auf diese Weise eingeschüchtert wird!"

Richter Corbett: „Protest abgelehnt! — Die Zeugin hat unter Eid eine falsche Aussage gemacht — entweder am letzten Donnerstag oder heute."

Vandegrift, wieder freundlicher tuend: „Mrs. Brown, da Sie sich in diesem Fall unter Eid geirrt haben, dürfen Sie es mir nicht verübeln, wenn ich auf die Vermutung komme, daß Sie sich auch weiterhin unter Eid geirrt haben, — zum Beispiel mit Ihrer Behauptung, daß Anna Casilla

zuviel getrunken habe — daß es bei dem Ehepaar Casilla Krach gegeben habe, weil Fernando auf Roland eifersüchtig war . . . Nun, das sind ja alles nur Kleinigkeiten. Auf ein bißchen mehr oder weniger Verleumdung einer Verstorbenen kommt es ja nicht an. Die Hauptsache bleibt, daß Ihre Erzählung auf Wahrheit beruht, wie Peter Roland Anna Casilla küßte und ihr vorschlug, sich von Fernando scheiden zu lassen und ihn zu heiraten. — Diese Erzählung hat mir so gut gefallen, daß ich sie noch einmal von Ihnen hören möchte."

Inez, wieder ein wenig Mut fassend, in schnellstem Tempo: „Mister Roland wollte Mrs. Casilla heiraten. Das weiß ich ganz genau. Ich war einmal in dem Badezimmer von Binnies Garderobe, und die Tür zu dem andern Raum war nur angelehnt, und Mrs. Casilla war allein in dem Raum . . ." Und so geht es weiter, wie bei ihrer ersten Aussage.

Als Inz mit ihrer Aussage zu Ende ist, ruft Vandegrift bewundernd: Großartig! — Können Sie es auch von hinten nach vorn aufsagen?" Dann wendet er sich an den Richter: „Ich bitte Euer Gnaden, verfügen zu wollen, daß das frühere und das jetzige Stenogramm verlesen werden. Sie dürften Wort für Wort miteinander übereinstimmen."

Der Richter gibt dem Antrag statt, und es stellt sich heraus, daß Vandegrift mit seinem Verdacht recht hat — daß die Zeugin die Aussage offenbar auswendig gelernt hat.

Inez hat noch immer nicht ganz begriffen, in welcher Gefahr sie schwebt. Vandegrift muß noch deutlicher werden:

„Inez Brown, ich frage Sie: Glauben Sie an einen allmächtigen Gott und an ein Jüngstes Gericht? Wissen Sie, daß es für einen Menschen, der falsch geschworen hat, nicht mit ein paar Jahren Gefängnis abgetan ist? Wissen Sie, wie ein Meineid, der den Tod eines unschuldigen Menschen zur Folge hat, von Gott . . ."

Adams bemerkt zu seinem Schrecken, wie die gesunde Farbe aus Inez' Gesicht schwindet — wie ihr Atem zum Stöhnen wird — wie ihre Hängebacken in zitternde Bewegung geraten. Nochmals versucht er, das Unglück aufzuhalten: „Ich protestiere gegen diese Form der Vernehmung seitens der Verteidigung!"

„Protest abgelehnt!" erfolgt prompt die Entscheidung des Richters.

Vandegrift fährt fort: „Inez Brown, ich frage Sie: Ist diese Geschichte, die Sie uns da zweimal erzählt haben, wahr? — Oder ist sie vielmehr vom ersten bis zum letzten Wort erlogen?"

„Nein, nein, nein, nein!" schreit die geängstigte Frau und streckt die Hände abwehrend von sich. — Es ist nicht klar, ob das eine Antwort auf die Frage sein soll oder nur ein Hilfeschrei vor dem nahenden Verhängnis.

Vandegrift rückt ihr immer näher. Seine Hände stützen sich jetzt auf die Armlehnen des Zeugenstuhles, sein Gesicht ist dicht vor dem der Zeugin, seine Stimme senkt sich fast zum Flüstern, wird aber um so eindringlicher: „Inez Brown, der Verurteilung durch das irdische Gericht können Sie nicht mehr entgehen, aber retten Sie wenigstens Ihre Seele durch ein offenes Geständnis vor der ewigen Verdammnis!"

„Jesus, Maria! Jesus, Maria!" brüllt Inez auf.

Vandegrift springt drei Schritte zurück. Nun steht er hochaufgerichtet da, reckt die Hand gegen die Zeugin und schreit so laut, daß sich seine Fistelstimme überschlägt: „Wieviel Geld haben Sie von Mrs. Casilla bekommen?" Dann wendet er sich blitzschnell zu Adams: „Um jedem Mißverständnis vorzubeugen: diesmal ist es so gemeint, wie es klingt! Ich frage die Zeugin, wieviel Geld sie für diese falsche Aussage von Sylvia Casilla . . ."

Ein gellender Aufschrei unterbricht ihn. Wie bei der ersten Vernehmung ist Inez Brown, geborene Ramirez, wieder vom Stuhl geglitten. Wieder wirft sie sich auf die Knie und schreit mit gerungenen Händen, sich bald zum Richter, bald zu Vandegrift wendend: „Gott möge mir verzeihen! Ich bin unschuldig! Sie hat mich dazu verleitet! Tausend Dollar hat sie mir dafür gegeben! Es ist alles erlogen, was ich erzählte! Anna Casilla ist ein Engel gewesen, sie hat nie getrunken! Sie hat sich nie küssen lassen, Roland hat nie gesagt, er wollte sie heiraten! Haben Sie Erbarmen mit mir! Haben Sie Erbarmen mit meinen Kindern!"

„Schweigen Sie!" brüllt Vandegrift die Rasende an, „und beantworten Sie meine Frage: — Wer war das junge Mädchen, mit dem Fernando Casilla im Jahre 1922, seine Frau und sein Kind verlassend, auf und davon ging?"

Inez, die völlig in sich zusammengekrochen ist, richtet sich etwas auf. In ihre Augen kommt ein Ausdruck tödlichen Hasses, ihre Hände ballen sich zu Fäusten, und nun brüllt sie es heraus: „Sylvia Fenn war es! Dieses Schandweib! Diese Verbrecherin! Weggeschickt hat sie mich, als sie später Mister Casillas Frau geworden war — weggeschickt von meiner kleinen Binnie, weil ich nicht leiden wollte, daß sie Binnie kaputt machte in ihrer Geldgier! Verflucht soll sie sein, diese . . ."

In diesem Augenblick fühlt sich Inez an den Armen emporgerissen. Es sind zwei Polizisten, denen der Staatsanwalt einen entsprechenden Wink gegeben hat.

Inez ist jäh verstummt. Adams aber, bleich bis in die Lippen, verkündet:

„Mrs. Brown, ich erkläre Sie, als des Meineides dringend verdächtig, für verhaftet."

Die Worte gehen in dem allgemeinen Lärm fast unter. Richter Corbett hält es für geraten, eine kurze Beruhigungspause eintreten zu lassen.

14.

Während des dramatischen Geständnisses von Inez Brown ist Sylvia noch nicht im Gerichtsgebäude gewesen, denn sie ist heute erst auf halb elf Uhr bestellt. Aber sie hat natürlich ihre Spitzel, die sie über den Verlauf der Verhandlung zu unterrichten haben, und so wird schon wenige Minuten nach dem aufregenden Zwischenfall in ihrem Hotel angerufen.

„Hier ist Mister White. — Ich möchte Mrs. Casilla sprechen."

„Einen Augenblick — ich verbinde Sie sofort", sagt der Hotelangestellte höflich.

Aber er denkt gar nicht daran, den Anrufer mit Sylvias Zimmer zu verbinden, sondern er gibt dem Clerk Mooshuber, der in Vandegrifts Auftrag schon eine ganze Weile hier wartet, einen Wink. Mooshuber begibt sich schnell in die Telephonzelle in der Hotelhalle, ist gleich darauf mit dem Anrufer verbunden und meldet sich mit gut imitierter Frauenstimme:

„Hier Mrs. Casilla. Wer spricht?"

„Hier ist White. — Es ist etwas Schlimmes passiert. Inez Brown hat soeben gestanden, daß sie einen Meineid geschworen hat, und sie hat behauptet, dafür von Ihnen tausend Dollar erhalten zu haben."

„Oh!" ruft Mooshuber mit überrascht klingender hoher Stimme. — Die Überraschung ist echt, denn er erfährt erst durch diesen Anruf von dem großen Erfolg seines Chefs. — Dann fügt er ein kurzes „Thank you" hinzu und hängt ab.

Der Hotelangestellte empfängt eine Belohnung von zehn Dollar, und Mooshuber eilt zurück ins Anwaltzimmer des Gerichtsgebäudes, um zu melden, daß der Trick geglückt ist, und ihm zugleich zu dem Zusammenbruch dieser wichtigen Zeugin der Anklage zu gratulieren.

Die ahnungslose Sylvia legt eben die letzte Hand an ihre letzte Toilette. Sie ist heute in Dunkelbraun gekleidet — natürlich sehr dezent und mit vornehmer Eleganz, wie immer. Sie hält darauf, immer wieder in einem andern Kleid im Gerichtssaal zu erscheinen. Sie weiß, daß Gutangezogensein die Sympathien für eine Frau nur steigern kann. Immerhin fühlt sie sich nicht behaglich. Sie hat nicht nur vor Vandegrifts Tücken und Ränken Angst, sondern sie ist auch beunruhigt, weil James Samyn noch immer nicht mit der Meldung von Binnies endgültigem Tode von seiner Reise nach Paraguay zurückgekehrt ist und auch keinerlei Nachricht mehr gegeben hat.

Zehn Minuten vor halb elf verläßt Sylvia ihr Hotelzimmer und fährt zum Gerichtsgebäude ab. Beim Verlassen des Autos treffen sie aus der Menge ein paar Schmährufe, deren Sinn sie nicht versteht, und ihr Mißbehagen steigert sich.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Liebeslied aus Hawai.

Heitere Geschichte von **Eva Gräfin von Baudissin.**

Sie war eine romantische Schallplatte, sie, die den Namen „Aloha-Oe" trug. Denn nicht nur, daß sie ein hawaisches Abschiedslied, ungefähr mit den Worten: „Lebewohl, bis wir uns wiedersehen", in sanften Tönen spielte, sondern sie war auch eine feste, obgleich drahtlose Verbindung zwischen einem jungen Ehepaar, das sich stets nach langen Monaten nur auf kurze Zeit wiedersah und im übrigen durch Weltmeere voneinander getrennt wurde.

Die junge Guschi Mangold saß auf dem großen Wirtschaftshof ihres Vaters, der nach der Beendigung seiner Fahrtzeit sich das alte Familiengut zurückgekauft hatte und nun Landmann war. Den ganzen Tag hatte die junge Frau in Garten, Hof und Stall überreichlich Arbeit, aber abends um sieben Uhr legte sie alles nieder und ging in ihr kleines Wohnzimmer, wo sie die hawaische Platte spielen ließ. Ganz, ganz fest dachte sie in diesen Minuten an ihn, den Fernen, Geliebten, und sandte ihm alle lieben Wünsche und Gedanken zu, die ihr Herz erfüllten. Und er — gewiß, wenn es ihm möglich war, lauschte auch er jetzt derselben Weise.

Diese Zwiesprache durch die Ferne ging lange, lange gut. Aber eines unglücklichen Tages wurde Kapitän Mangolds Dampfer von einem furchtbaren Sturm ereilt, der so überraschend aufkam und das Schiff von einer Seite auf die andere warf, daß niemand mehr Zeit hatte, lose Gegenstände festzuzurren und Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Was nicht niet- und nagelfest war, wurde zertrümmert. Als nach schlimmen Stunden der Kapitän endlich mal wieder in seine Kabine gehen konnte, stand sein schwarzer Diener Juma vor einem Haufen Scherben und sagte unterwürfig: „Banna, alle Platten kaputt!" Ja, wirklich, da lagen die Scherben, und sein Herr sagte nur kurz: „Wirf den ganzen Kram über Bord!" Was auch sofort geschah — das Gerät selbst wurde in eine Ecke verbannt, für den Rest der Reise war es ja doch unbrauchbar geworden.

Als sie Kapstadt anliefen, lag da ein Brief von Guschi. Erwartet hatte er ihn ja — aber wenn sie nun fragte, ob er auch täglich die Platte aufgelegt und „Ahola-Oe" angehört hätte? Ihm wurde unsicher zu Mut, nach Frauenart würde sie es sicher beklagen, daß er gerade auf *diese* Platte beim Sturm nicht achtgegeben hätte — in Liebesdingen ist es mit der Frau ein eigen Ding — — —

Aber was las er da: — — — und denke Dir, Liebster, an jenem Abend, da ich so liebevoll Deiner gedachte, wie noch kaum zuvor — war es doch der Tag, an dem ich Dich zum erstenmal gesehen habe! —, ist die Platte zersprungen! Mein Unglück kannst Du Dir vorstellen. Und das Schlimmste ist, daß ich sie nirgends mehr bekommen kann, ich bin gleich nach Hamburg gefahren und in alle Läden gelaufen: es heißt, die Platte würde in Deutschland nicht mehr hergestellt — und nun verlasse ich mich ganz auf Dich: Du mußt sie mir im Ausland kaufen. Ich wäre sonst zu unglücklich, denn sie ist doch ein Sinbild unserer Liebe —"

„Jawoll, ja", sagte er vor sich hin, erschrak aber gleich über diese Gleichgültigkeit seines Tones, die fast nach einem Vorwurf geklungen hatte. Aber in ein paar Stunden liefen sie aus, und Kapstadt blieb für den Rest der Reise der einzige größere Ort, wo solch ein Einkauf überhaupt noch möglich war. Denn in Lüderitzbucht oder Walfischbai — er sah die öden Plätze vor sich — gab's keine Schallplatten oder ähnliches zu kaufen. Er blickte unwillkürlich auf die Uhr: keine Möglichkeit, daß er noch an Land ginge! Durch den Sturm waren sie ohnehin fast um einen Tag verspätet, er mußte noch die Schiffspapiere vor der Abfahrt prüfen, die paar Stunden bis dahin waren vollbesetzt — na, denn mußte es eben ohne „Alöha-Oe" gehen. Guschi würde das einsehen. Er steckte den Brief in die Brusttasche und eilte an Bord zurück. Der erste Mensch, auf den er traf, war ein dicker Farmer, der nach langen schweren Jahren sein Vaterland mal wieder besuchen wollte. „Sie, Herr Bullwitz", sagte der Kapitän eilig, „gehen Sie noch an Land? Ja? Dann tun Sie mir den einzigen Gefallen und bringen Sie mir eine oder auch zwei Platten ‚Aloha-Oe' mit!"

„Mit was für'n Ding, Herr Kapitän?"

Himmel, nein, lange Zeit zum Erklären hatte er nicht! „Denn lassen Sie's man, Bullwitz!" Der war ja viel zu schwerfällig, um diese Besorgung zu machen. Aber da kam die etwas nervöse kleine Doktorsfrau aus Beira, die überall, wo auch nur eine Hütte am Strand stand, Einkäufe machte und dabei behauptete, sie reise nur nach Europa, um sich von Kopf zu Füßen neu auszustatten. Ihr wiederholte er seine Bitte: Wenn sie doch in so viele Läden liefe, könnte sie doch dabei fragen — — — „Falls es mir irgend möglich ist, Kapitano! Aber Sie wissen ja, ich muß mir allerlei Warmes besorgen, ehe wir in diese entsetzliche Biskaya oder die noch furchtbarere Nordsee kommen — brr!" Sie schüttelte sich. „Nur Nebel und — —"

Er unterbrach sie ungeduldig. Es würde ja doch nichts nützen: diese Frau dachte nur an ihre eigenen Sorgen, die ließ sich in jedem Lande alles von den Borten räumen und fand doch nie das Richtige für sich. Seine Stirn verfinsterte sich: so sind die Menschen nun mal!

„Weshalb so düster? Angesichts des hellen Wetters? „Immer nur lächeln", riet eine Engländerin ihm, die plötzlich neben ihm auftauchte. „Bald sind Sie uns ja los!"

Er lachte und erzählte ihr, daß schon bei der kleinsten Forderung an den Nächsten alle Liebenswürdigkeit versage — — „Und das wäre?" Prüfend schaute er sie an, und dann bat er sie direkt, ihm doch die Platte „Aloha-Oe" zu besorgen — —

„Unbedingt! Wenn ich noch Zeit habe! Mein Friseur hat von Durban aus eine Depesche bekommen, daß er mir unbedingt Wasserwellen machen muß —"

„Genügt der Schiffsfigaro nicht?" Er drehte sich ohne weiteres um und rief seinem Diener etwas zu. Die Engländerin ging wütend von Bord.

Zwei Stunden später gab es „Luft" für den geplagten Kapitän. Und als er sich rasch umkleidete, kam es ihm zum Bewußtsein, daß er während seiner Arbeit nur an die ersehnte Schallplatte gedacht habe. Mochte er noch so viele Fahrgäste gebeten haben, sie zu besorgen, sie hatten den Auftrag alle mehr oder weniger verblümt abgelehnt. Nun setzte er sich selbst in Bewegung und suchte die ihm bekannten Geschäfte auf. Aber überall traf er auf tiefes Bedauern. Diese Platte war vollständig ausverkauft. Zu guter Letzt erwischte er noch eine einzige. Mit dem Schatz unterm Arm eilte er an Bord zurück. Kaum betrat er den Laufsteg, als Juma grinsend auftauchte und sagte: „Keppen, Kabine all voll Platten!" Und wirklich, als der Diener die Tür öffnete, sah der Kapitän einen überwältigenden Reichtum von Platten auf allen Möbeln, sogar nebenan noch auf seinem Bett liegen: „All Paasgieren schenkt", verkündete Juma strahlend. Wie rührend! Der Kapitän schämte sich, daß er die Menschheit unterschätzt hatte: Die meisten hatten nicht nur eine, sondern zwei oder drei „Aloha-Oes" beschert!

Kleiner Feriensang.

Ein Werkjahr lang bei Hammerschlag
nahm uns in Pflicht die Mühe,
doch nun am heitern Urlaubstag
ruft uns hinaus die Frühe!

Die Wälder rauschen wie ein Traum
vorbei an unsern Blicken,
ein jeder Bach, ein jeder Baum
will unser Herz erquicken.

Wir lassen alle Hast zuhaus'
und alle lauten Worte,
wir ruhen uns im Grünen aus,
im stillen Ferien-Orte.

Du unbeschwerte Muße-Zeit,
du Glück im Blumengrunde —
das Herz wird leicht, die Seele weit
zu jeder Sonnenstunde!

Gustav Leuteritz.

„Na, denn komm, Juma, wollen sie verwahren!" sagte er und ließ den Jungen den Kasten unter der Koje vorziehen. Juma staubte ihn mit leichter Hand ab, öffnete ihn, hob eine Platte heraus und sagte: „Ein heil blieoenda, Banna!"

Der Kapitän drehte sie um und las: „Alo — — —"

„Bengel", schrie er wütend, „weshalb hast du mir das nicht gesagt? Mit dieser einen", er schmetterte die Platte auf den Boden, „hätten wir doch genug gehabt!"

„Immer gut, Keppen, immer fein Musik — lange, lange Zeit", tröstete ihn Juma sanft.

Und so war es auch. Ob man wollte oder nicht — die Platten mußten verbraucht werden!

Feuer im Doktorhaus.

Eine Geschichte

von Rudolf Witzany.

Am Abend hatten sie ihm die Frau ins Haus gebracht. Er hatte erst ein wenig geknurrt und den Schnurrbart zwischen den Zähnen gescheuert. Dann waren auf einmal auf seiner Stirn, die zerklüftet war von klobigen Falten, die steilen, messerscharfen Striche über den weißen Brauenbürsten gewesen und er hatte eine harte Befehlsstimme:

„Wieviel Kinder haben Sie?" Die Frau schlug schamhaft den Kittel über den schmerzenden Leib: „Drei".

Der Doktor saß ihr mit mahlenden Kiefern gegenüber: Blinddarm!

Er überlegte: Es war spät. Sehr spät. Ehe er einen Wagen bekam, damit er die Frau ins Krankenhaus bringen mochte, war die letzte Frist vertan und der Größere, der mit der Sense, durfte nach dem Eisen greifen.

Der Doktor schnob den Karboldunst der Stube aus den Nüstern. Was er noch nie getan hatte, wollte er tun. Vielleicht verdammten sie ihn nachher. Wenn es schief ging. Seine Werkzeuge waren gut und sauber. Aber er war doch nur ein kleiner Stadtdoktor. Wenn er auch während seiner Jahre drinnen im großen Krankenhaus einer der besten gewesen war. Aber hier stöhnte das Weib und preßte die Faust wider den schmerzenden Leib.

Da stand der alte Arzt auf und schüttelte sich; als wollte er einen bösen Zwang abwerfen, das Kummet Bequemlichkeit, zierlich mit Feigheit beschlagen, verspottete er sich selbst.

Und da holte er die Kranke unter das Messer.

Seine Frau half ihm dabei. Er neigte sich tief über seine Arbeit und sagte zwischen mahlenden Kiefern: „Drei Kinder!" Sein Weib, das ihn nicht verstand, flüsterte: „Was ist?" Aber er schüttelte den Kopf und runzelte die Brauen.

Und dann geschah das Böse, Tückische. Nachher lachte er zornig, wenn er davon erzählte, weil dieses Zusammentreffen so seltsam und schier unglaubwürdig klang. Er war in der besten Arbeit. Mit zusammengebissenen Zähnen, mit wundersam sicheren Händen, die nach soviel langen Jahren auf einmal wieder das Messer so glatt und ordentlich führten, so stand der Arzt vor dem Brett, darauf das Weib geschnallt war, und seine Frau staunte heimlich, daß seine Finger kein bißchen zitterten. Sein Gesicht wurde ganz hart. So wie er es gelernt hatte, tat er Griff um Griff. Kein bißchen schneller, kein bißchen langsamer. Als stünde er in der Klinik und der Professor schaute ihm über die Schulter. Ihm, dem alten Doktor, der sonst sein Tagewerk geruhsam beim Zähneziehen und Rezeptschreiben umschloß.

Da stieß Lärm von draußen in den Raum. Die Frau des Arztes merkte es zuerst und hörte Menschenstimmen schreien und rufen und verstand auch, was sie schrien: „Feuer!"

Tritte lärmten die Treppe empor, eine grobe Faust stieß die Türe auf: „Herr Doktor!"

Der wandte sich nicht um: „Raus!", zischte er wütend. Seine Hände waren noch nie so ruhig gewesen, als nun. Der Mann stand keuchend auf der Schwelle: „Ihr Haus brennt!"

Da erschrak des Arztes Weib, daß es weiß wurde, wie das Laken, darauf der schwere Leib der Kranken lag.

„Hörst du", flüsterte sie ihrem Mann zu, „das Haus brennt. Wir müssen die Frau hinaustragen!" Der Arzt rührte sich nicht. „Wo brennt es?" hackte er eine Frage über die Schulter. Der Mann stotterte: „In der Küche."

Der Arzt nickte und neigte sich tiefer über die offene Wunde. „Da dauert es lange, bis das Feuer zur Treppe findet."

Der Mann trat einen Schritt näher. „Herr Doktor —"

„Raus!" Der Arzt bekam einen zornroten Kopf.

Der Mann stand ratlos, stolperte ungeschickt nach hinten über die Schwelle. Draußen lärmende Schreie. Spritzen quarrten. Wasser fuhr durch Fenster, darin die Scheiben knallend zersprangen.

Und der Arzt operierte.

Die Frau, die ihm half, hob das weiße Gesicht und biß sich die Lippen.

„Muß das sein?" Es war nur ein Flüstern. Der Arzt schaute nicht auf.

Seine Antwort kam so leise, wie die Frage seiner Frau: „Sie hat drei Kinder daheim." Da neigte sein Weib stumm den Scheitel und bot ihm wieder die Schale.

So brachte der Arzt seine seltsame Operation zu Ende.

War es keine Heldentat? Als seine Frau hinauslief, um die Helfer zu holen, war das Feuer schier gelöscht, und sie trugen die Kranke achtsam hinunter, in die gute Stube, deren Türe ein wenig angekohlt war. Es hätte ja auch anders ausgehen können, aber davon redet nachher keiner mehr. Der Arzt zuckt die Achseln, wenn sie zu ihm davon sprechen. „Nur gute Nerven, mein Lieber", lacht er, aber heimlich freut er sich jedesmal — ich habe es selbst gesehen —, wenn er der Frau begegnet und sie gesund und stark inmitten ihrer drei Büblein über die Straße geht.



Lustige Ecke



Der beste Befähigungsnachweis.



„Ich brauche einen kräftigen Jungen, — bist du das?"

„Ich hab' eben die neunzehn anderen Jungen verprügelt, die sich auch bewerben wollten!"

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.